

Die Stehauf-Frau

Ariane Stäubli ist eine der ganz wenigen Bergführerinnen in der Schweiz – trotz zahlreichen Rückschlägen hat sie nie aufgegeben

KATHRIN ALDER

Als sie an der Flanke des Firnfelds steht, schreit sie vor Angst. Die Vorstellung, den steilen, alten Schnee zu überqueren, lässt sie körperlich erstarren. Als Kind kletterte sie zwar am liebsten dann auf Bäume, wenn der Föhn stürmte, heute verbringt sie fast ihre gesamte Freizeit in den Bergen – und ausgerechnet sie fürchtet plötzlich um ihr Leben. Später realisiert sie, dass dieser Moment voller Panik auch eine Wiedergeburt und Teil eines langen Verarbeitungsprozesses war. Gut ein Jahr zuvor war sie am Piz Tambo, oberhalb des Splügenpasses, einen Abhang heruntergestürzt. Sie hätte sterben können. Dass sie nach so kurzer Zeit wieder hochalpin unterwegs war, grenzte an ein Wunder.

Heute ist Ariane Stäubli Bergführerin, eine von nur 40 Frauen unter gut 1200 Männern. Sie tut das, was sie immer schon tun wollte – Gäste in die Höhe begleiten, ihnen die Bergwelt eröffnen. Die gebürtige Lenkerin, die heute im Zürcher Oberland lebt, strahlt eine angenehme Ruhe aus. Man fühlt sich wohl mit ihr am Berg. Auf einer Tour im Urner Schächental erklärt sie, wie sie einen am Seil sichert, gibt Kletteranweisungen, ohne zu belehren, wird nicht ungeduldig, wenn man für eine anspruchsvolle Stelle etwas mehr Zeit benötigt. Sie bewegt sich leicht, aber kontrolliert. Vom Unfall sieht man ihr nichts an.

Im Angesicht des Todes

Fünf Jahre ist er nun her. Gerade hatte sie damals das erste Jahr der Bergführerausbildung absolviert, es sollte das Aspirantenjahr folgen – ein Jahr, um Praxiserfahrung zu sammeln. Gemeinsam mit ihrem Partner machte sie sich auf zu einer Skihochtour auf den Piz Tambo. Beim Aufstieg in einem steilen Firnfeld rutschte sie ab, 500 Meter durch ein Couloir, links und rechts sah sie Felsbrocken an sich vorbeiziehen. «Alles war ganz hell, in gleissendes Licht getaucht, vermutlich eine Schutzreaktion des Körpers», erinnert sie sich. «Ich wusste: Pralle ich gegen einen Stein, bin ich tot.»

Irgendwann blieb sie bewusstlos liegen. Als sie wieder aufwachte, lag sie in einem Spitalbett in Chur. «Mein linkes Knie war zerstört. Alle Bänder waren gerissen, Ober- und Unterschenkel nur noch durch Haut und Gewebe miteinander verbunden.» Die Ärzte sagten ihr, sie müsse sich glücklich schätzen, wenn sie je wieder ohne Krücken laufen könne. Für Stäubli brach eine Welt zusammen. Der Traum vom Bergführerpatent war auf einen Schlag in weite Ferne gerückt.



«Bergsteigen ist verdichtetes Leben», sagt die Bergführerin Ariane Stäubli.

CHRISTOPH RUCKSTUHL / NZZ

Doch mit diesem Schicksal wollte sie sich nicht abfinden. Sie suchte einen spezialisierten Knie-Chirurgen und fand ihn in Winterthur. Drei Wochen nach dem Unfall wurde sie operiert. Fünf Stunden dauerte die Operation, der Arzt musste ihr Knie wieder herstellen, neue Bänder einsetzen, richtig justieren. «Der Arzt war sehr erfahren, aber eine solche Operation war selbst für ihn selten», berichtet Stäubli. Eine so schwere Knieverletzung sehe man sonst nur bei tödlich Verunfallten oder Querschnittgelähmten, habe er ihr gesagt.

Fünf Wochen lag Stäubli im Spital. Danach musste sie wieder lernen, zu gehen. Nebst der Physiotherapie halfen ihr Akupunktur und eine Mentaltrainerin. «Natürlich hatte ich Rückschläge und Schmerzen», sagt sie. «Und es gab Tage, da dachte ich: Das Bergführerpatent kann ich vergessen.» Doch Stäubli ist zäh. Eine Eigenschaft, die ihr bereits während der Gebirgsspezialisten-Rekrutenschule zugute kam, die sie im Hinblick auf die Bergführerausbildung absolviert hatte. Als einzige Frau musste sie sich in einer Gruppe von Männern behaupten. Sie war die

erste Frau überhaupt, die diese RS abgeschlossen hat.

Es ist Spätherbst, Stäublis erste offizielle Sommersaison als Bergführerin ist vorbei. Sie strahlt. «Es war ein wunderschöner Sommer.» Mit einer Frauengruppe zog sie eine Woche lang über die Gipfel des Glarnerlands. Mit einer anderen Kundin bestieg sie einen Viertausender, für die Kundin war es der letzte, der ihr in ihrer Schweizer Viertausender-Sammlung noch fehlte. «Auf dem Gipfel hat sie geweint.» Es sind auch solche Momente, die den Beruf der Bergführerin für Stäubli zum schönsten der Welt machen.

Mehr draussen als im Büro

In der Zwischensaison zieht es Stäubli zurück ins Büro. «Aufarbeiten, was über den Sommer liegengeblieben ist.» Wie die meisten Bergführerinnen und Bergführer geht sie einem zweiten Beruf nach. Eine Umfrage im Schweizer Bergführerverband hat jüngst ergeben, dass es ihr rund 70 Prozent der Mitglieder gleichtun. Die Umweltingenieurin arbeitet mit einem halben Pensum an der Fachhoch-

schule Rapperswil, wo sie sich mit Verfahrenstechnik und Recycling befasst. Der Job mache ihr Spass und ermögliche ihr, an gesellschaftlich relevanten Umweltthemen zu arbeiten und sich gleichzeitig fernab der Berge zu bewegen. Als Bergführerin ist Stäubli auf viel Verständnis angewiesen, sei es im Job oder in der Partnerschaft. Sie ist dankbar «für einen Chef, der es akzeptiert, wenn ich im Sommer oder im Winter mehr draussen bin als im Büro. Und für einen Partner, der den Haushalt schmeisst.» Dass ihr Partner selbst auch gerne in den Bergen unterwegs sei, helfe enorm. «Er kennt die Leidenschaft und die Risiken.»

Die vergangenen Jahre waren für Stäubli eine emotionale und oft schmerzvolle Zeit. Kaum war sie nach ihrem schweren Unfall wieder fit, kugelte sie sich beim Klettern die Schulter aus. Wieder musste sie operiert werden, sich danach schonen. Ein Jahr später rebellerte der ganze Körper. Das Pfeifferische Drüsenfieber leerte ihre Batterien, auch den letzten Teil der Bergführerprüfungen musste sie verschieben. Doch sie kämpfte sich stets zurück. Bis ihr letztes Jahr im Belle-Epoque-Saal des Hotels

Rosenlauri endlich das Bergführerdiplom überreicht wurde. Ihr und einer anderen Frau, neben knapp zwanzig Männern.

Dass es in der Schweiz noch immer so wenig Bergführerinnen gibt, hat vor allem historische Gründe. Im 1863 gegründeten Schweizerischen Alpenclub (SAC) waren Frauen lange Zeit nicht gern gesehen, ab 1907 gar ganz ausgeschlossen. 1918 gründeten sie daher den Frauen-Alpen-Club. Auch die Bergführerausbildung war den Frauen erst einmal verwehrt: Wer Bergführer werden wollte, musste tauglich für den Militärdienst sein. Erst als das Bundesgericht 1977 die Ausbildung auch für einen Militärdienstverweigerer möglich machte, ebnete es mit seinem Urteil den Weg auch für die Frauen. 1980 fusionierten die Männer und die Frauen schliesslich ihre Alpenclubs. 1986 wurde Nicole Niquille die erste Bergführerin der Schweiz.

Nicht nur Fitness und Technik

Stäubli hat sich daran gewöhnt, sich in einer Männerwelt zu bewegen. An die hochgezogenen Augenbrauen und das Nachfragen, wenn sie mit einer Gruppe eine Hütte betritt und mehrere Male nach dem Bergführer gefragt wird. Vorurteile hätten meistens die Gäste. Innerhalb der Bergführerszene sei das Geschlecht hingegen kaum ein Thema. «Ich werde respektiert und fühle mich wohl. Der Umgang ist sehr kameradschaftlich.»

Stäubli ist sich der männlich geprägten Strukturen durchaus bewusst und betrachtet diese auch kritisch. Vor allem die Ausbildung: «Die Bergführerausbildung ist von Männern für Männer gemacht», sagt sie, «körperbetont und kompetitiv. Der Schnellste ist oft der Beste.» Dabei sei in diesem Beruf viel mehr gefragt als nur körperliche Fitness und Technik. «Ein guter Bergführer muss sich auf unterschiedliche Menschen einstellen und Gruppendynamiken verstehen können. Er muss Geduld haben, kreativ sein und kommunizieren.» Doch diese Fähigkeiten würden während der Ausbildung kaum trainiert. «Vielleicht auch, weil Frauen heute in der Ausbildung und in der Ausgestaltung der Spielregeln schlicht keine Rolle spielen.»

Stäubli kann sich deshalb gut vorstellen, sich dereinst in der Bergführerausbildung zu engagieren, um die Strukturen etwas aufzubrechen. Doch erst einmal will sie im Beruf der Bergführerin richtig ankommen. Sie wird auch im Winter viel unterwegs sein, mit Jugendlichen, Privatgästen oder für die Schweizer Armee. Sie freut sich auf die Wintersaison. «Bergsteigen», sagt sie, «ist verdichtetes Leben.»

Darf man jetzt noch Hahnenwasser trinken?

Seit die Pestizide weit oben auf der politischen Agenda stehen, ist die Verunsicherung gross – nicht ganz zu Unrecht

ANGELIKA HARDEGGER

Die Schweiz hat schon über viele Landwirtschaftsinitiativen abgestimmt. Keine machte den Bauern so viel Bauchweh wie die anstehende Trinkwasserinitiative. Der Urnengang wird frühestens im Herbst 2020 stattfinden. Doch schon jetzt jagt eine Schlagzeile die nächste. Was sagt denn die Forschung zum Trinkwasser? Ist das Hahnenwasser sauber?

In den allermeisten Haushalten: ja. Die Schweizer Kantonschemiker haben Anfang September eine Studie zur Qualität des Trinkwassers veröffentlicht. Sie verteilten insgesamt gute Noten. Die Studie wertete 296 Wasserproben aus, die im April und im Mai 2019 entnommen wurden, verteilt über die ganze Schweiz. In 202 von 296 Proben wurde mindestens ein Wirkstoff oder Abbauprodukt von einem Pflanzenschutzmittel nachgewiesen. In den meisten Fällen lag die Konzentration im gesetzlichen Rahmen. Aber bei 12 Proben wurde der Höchstwert überschritten.

Die Kantonschemiker rechneten aus, dass demnach 169 000 Schweizerinnen

und Schweizer Wasser trinken, das nicht den lebensmittelrechtlichen Anforderungen entspricht. Bekannt sind zum Beispiel Überschreitungen in Solothurner, Aargauer oder Zürcher Gemeinden.

Probleme macht ein Fungizid

Für die meisten Grenzwertüberschreitungen war die Chlorothalonil-Sulfonsäure verantwortlich. Es handelt sich dabei um ein Abbauprodukt eines Fungizids, das seit den 1970er Jahren auf Schweizer Feldern eingesetzt wird. Bis zum Sommer 2019 galten Abbauprodukte von Chlorothalonil als unbedenklich. Seit kurzem gilt der Stoff als möglicherweise krebserregend. Deshalb senkte der Bund im Sommer 2019 den zulässigen Grenzwert. Als Folge davon wird dem Stoff demnächst die Zulassung entzogen.

Kein Problem ist laut den Kantonschemikern das umstrittene Herbizid Glyphosat. In keiner einzigen Probe wurden Rückstände gefunden. Das Fazit der Chemiker: «Glyphosat stellt für das Trinkwasser in der Schweiz daher kein Problem dar.» Alles also halb so wild?

Nein. Darin sind sich alle einig: der Bundesrat, die Forschung, ja sogar der Bauernverband. Die Belastung des Schweizer Wassers mit Nitrat (Dünger) und Pestiziden ist zu gross. Das zeigt sich besonders im Grundwasser, wie das Bundesamt für Umwelt im Sommer in einem Bericht nachgewiesen hat. Die Qualität des Grundwassers sei gefährdet, schrieb die Behörde. Nitrat und Pflanzenschutzmittel aus der Landwirtschaft würden das Wasser «verbreitet und nachhaltig» beeinträchtigen, vor allem im Mittelland, wo die Äcker und Felder besonders intensiv bewirtschaftet werden.

Zwiespältige Antworten

Nun ist das Grundwasser die wichtigste Trinkwasser-Ressource der Schweiz: Über 80 Prozent des Trinkwassers werden aus Grundwasser gewonnen, oft ohne Aufbereitung. Ist das Trinkwasser also doch in Gefahr? Die Fachleute vom Bundesamt für Umwelt sagen: Nein. Aber sie warnen. Das Grundwasser liefere nach wie vor «einwandfreies Trink-

wasser in genügender Menge». Dies sei aber nicht länger selbstverständlich. «Unsere wichtigste Trinkwasser-Ressource gerät zunehmend unter Druck.»

Unter Druck geraten auch Tiere und Pflanzen in Schweizer Bächen. Verschiedene Studien haben in den letzten Jahren gezeigt, dass kleine Fliessgewässer mit einer Vielzahl von Pflanzenschutzmitteln verunreinigt sind. Und im Frühjahr 2019 kamen Forscher der ETH zu dem Schluss, dass von einzelnen Stoffen, die in Bächen gefunden wurden, ein «akut toxisches Risiko» für Pflanzen und Tiere im Wasser ausgehe. Und je besser die Messmethoden werden, desto düsterer wird das Bild, welches die Forschung für kleine Krebse und andere Wasserlebewesen zeichnet. Erst kürzlich ist es Gewässerfachleuten etwa gelungen, zwei neue Gruppen von Insektiziden nachzuweisen, die bei der Gewässerüberwachung bisher nicht detektiert werden konnten. Dabei zeigte sich, dass durch diese Insektizide «ein höheres Risiko für Wirbellose ausgelöst wird als durch alle anderen gemessenen Pflanzenschutzmittel zusammen».

Bundesamt für Informatik erhält neuen Direktor

Dirk Lindemann definitiv ernannt

(sda) · Neuer Direktor des Bundesamts für Informatik und Telekommunikation (BIT) wird Dirk Lindemann. Er leitet das in der Kritik stehende BIT seit Mitte Juni bereits interimistisch – sein Vorgänger hatte das Amt wegen Differenzen mit Finanzminister Ueli Maurer über die Zukunft des BIT abgegeben.

Der Bundesrat hat Lindemann an seiner Sitzung vom Mittwoch per 1. Dezember ernannt. Wie Maurer vor den Medien in Bern sagte, waren rund 30 Bewerbungen eingegangen. Lindemann sei der geeignetste Kandidat gewesen. Der frühere BIT-Direktor Giovanni Conti hatte sein Amt im Mai nach rund acht Jahren abgegeben. Lindemann ist 53-jährig und schweizerisch-deutscher Doppelbürger. Vor seinem Wechsel zum BIT hatte er seit 2011 für die Eidgenössische Steuerverwaltung gearbeitet. Dorthin war er geholt worden, um das letztlich doch gescheiterte IT-Projekt Insieme zu retten. Das Nachfolgeprojekt Fiscal-IT brachte er erfolgreich über die Ziellinie.